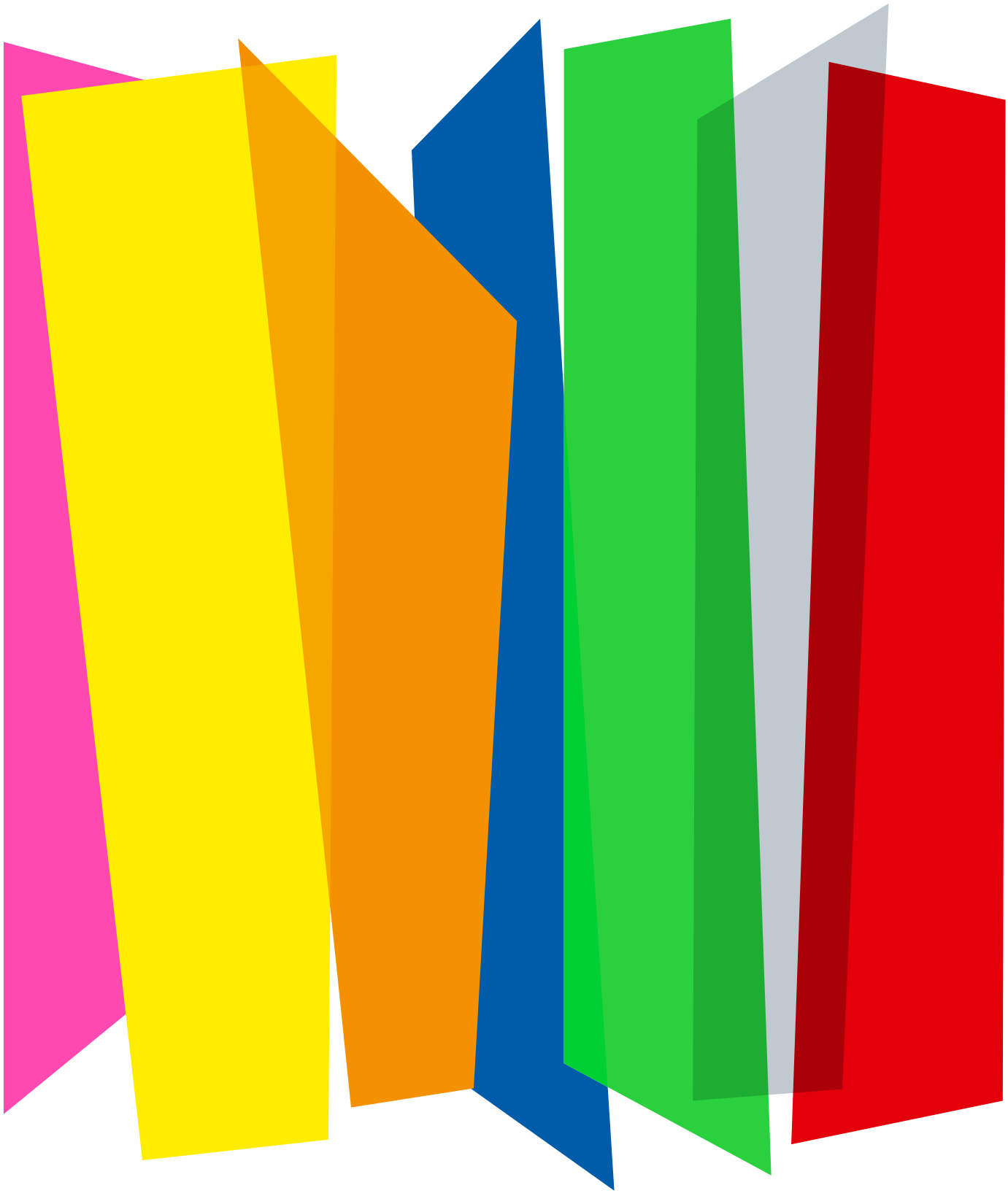
JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

2020 #27



Die Junge Akademie

Rollenwechsel

Rollenwechsel

Miriam Akkermann Garvin Brod Jessica Burgner-Kahrs Anna Cord Isabelle Dolezalek Astrid Eichhorn Lukas Haffert Jan Hennings Lena Hipp Philipp Kanske Lara Keuck René Orth Oliver Rymek Michael Saliba Erik Schilling

magazin.diejungeakademie.de

Die Junge Akademie Jägerstraße 22/23 · 10117 Berlin · www.diejungeakademie.de
© 2020 Die Junge Akademie, für die Texte bei den Autoren
ISSN 1863-0367

Herausgeber Astrid Eichhorn · Michael Saliba · Erik Schilling
Koordination Oliver Rymek
Textredaktion Barbara Buchmaier
Gestaltung Dicey Studios
Druck Medialis, Berlin

Editorial

Jeder Mensch vollzieht im Leben zahlreiche Rollenwechsel. Das kann die Wahl eines neuen Berufs sein oder der berufliche Aufstieg in eine neue Position, die mit der Leitung eines Teams verbunden ist. Es kann ein privater Rollenwechsel sein, wenn man von einer unabhängigen, freiheitsliebenden Person zu Mutter oder Vater wird und plötzlich die Verantwortung für einen weiteren Menschen trägt. Es können aber auch Rollenwechsel in kleinerem Ausmaß sein, die nicht gleich das ganze Leben auf den Kopf stellen – etwa die Entscheidung, die Planung des Sommerurlaubs einmal der Partnerin oder dem Partner zu überlassen und selbst nur genießend mitzureisen. Oder einmal etwas zu tun, das man sich sonst nicht zugetraut hätte, beispielsweise eine Rede auf einer Hochzeit zu halten.

Gemeinsam ist allen Rollenwechseln die neue Sichtweise, die mit ihnen verbunden ist. Zuvor hat man das Leben aus der einen Perspektive betrachtet (feierfreudige Studentin, planungswütiger Ehemann, Mitglied eines Teams); danach sieht die Welt plötzlich ganz anders aus (als Mutter, als urlaubender Nichtstuer, als Teamleiterin). Was der Rollenwechsel im Kleinen mit sich bringt, sieht man plötzlich vielleicht auch im Großen: Er kann dazu führen, dass man auch für Situationen, in denen man nicht unmittelbar betroffen ist, eine neue Perspektive probiert.

Private und berufliche Rollenwechsel tragen somit dazu bei, die Welt aus unterschiedlichen Perspektiven zu sehen und Pluralität zu fördern. Sie stellen Menschen vor neue Herausforderungen und lassen sie an diesen wachsen. Sie ermöglichen neue Erkenntnisse und das kritische Hinterfragen scheinbar unumstößlicher Gewissheiten.

Auch in der Wissenschaft sind Rollenwechsel allgegenwärtig. Christian Drosten war vor Corona ›nur‹ Wissenschaftler, seitdem ist er auch Wissenschaftskommunikator und »Posterboy der Stunde« (*Süddeutsche Zeitung*) – der biografische Wechsel eines Wissenschaftlers in neue Rollen. Der Rollenwechsel kann aber auch Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung sein: Wie ändern bestimmte Tiere ihr Verhalten unter neuen Bedingungen? Wie passt sich eine Gesellschaft an neue Herausforderungen an, etwa an die Digitalisierung? Und schließlich kann ein Rollenwechsel in methodischer Hinsicht erfolgen: Eine Theorie oder ein Paradigma, das lange Zeit vorherrschend war für eine bestimmte Disziplin, wird abgelöst durch eine andere beziehungsweise ein anderes. Auch hier führt der Rollenwechsel zu neuen Erkenntnissen und dem Hinterfragen von Gewissheiten. Rollenwechsel sind also nicht nur ein vergnügliches Spiel, sondern fundamental erforderlich für die private und berufliche, die wissenschaftliche und gesellschaftliche Weiterentwicklung. Sie lassen uns die Welt anders sehen und sie lassen uns lernen. Rollenwechsel sind eine gewaltige Chance.

Dieses Postermagazin präsentiert Rollenwechsel in verschiedenen Formen und Disziplinen.

Auf der einen Seite – der Posterseite des Magazins – stellen acht Vignetten vor, welch unterschiedlichen Rollenwechseln man als Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler begegnen kann: etwa Schwarzen Löchern zwischen theoretischer Annahme und beobachtbarer Realität, dem Thron des heiligen Petrus, der zum muslimischen Grabstein wurde, oder einem Elefantenrüssel als Vorbild für mikroskopisch arbeitende Roboter.

Die sechs Artikel auf der zweiten Seite des Magazins reflektieren das Thema Rollenwechsel in unterschiedlichen disziplinären Bezügen. Miriam Akkermann befasst sich mit Blick auf die Musik mit der Frage, wo Kunst und Kunstwissenschaft sich voneinander trennen und was es bedeutet, in beiden Welten zu Hause zu sein. Astrid Eichhorn setzte sich polemisch mit dem hergebrachten Verständnis von Führung in der Wissenschaft auseinander. Lena Hipp betrachtet die Auswirkungen der Corona-Krise auf die Rollenverteilung im Arbeits- und Lebensalltag von Familien und fragt, was sich gesamtgesellschaftlich daraus lernen lässt. Lukas Haffert setzt ebenfalls bei der Corona-Pandemie an und beschäftigt sich mit der Rolle von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in öffentlichen Debatten. Anna Cord fragt danach, wie die Rolle von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in partizipativen Forschungsprozessen neu gedacht werden kann. Philipp Kanske schließlich gibt einen Einblick, wie Rollenwechsel in psychotherapeutischen Zusammenhängen fruchtbar gemacht werden können.

Viel Vergnügen bei der Lektüre wünschen

Astrid Eichhorn
Michael Saliba
Erik Schilling

Die Physikerin Astrid Eichhorn, Mitglied der Jungen Akademie seit 2018, forscht als Professorin am CP3-Origins an der University of Southern Denmark in Odense. Der Physiker Michael Saliba, Mitglied der Jungen Akademie seit 2018, ist Professor für Optoelektronik an der Universität Stuttgart. Erik Schilling lehrt als Literaturwissenschaftler an der Ludwig-Maximilians-Universität München und ist seit 2018 Mitglied der Jungen Akademie.

Die Kunst liegt dazwischen

Miriam Akkermann

Dem flüchtigen Blicke könnte es scheinen, als sei es zwischen Künstlern und Kunstgelehrten leicht, zur richtigen gegenseitigen Würdigung zu kommen. In einem gewissen Verstande sind es doch dieselben Aufgaben, denen beide ihre Thätigkeit widmen [...] Indessen dieser Schein trügt [...]. Spitta, S. 4

Was der Musikwissenschaftler und Bach-Biograf Philipp Spitta hier 1892 ausschweifend beschreibt, sind die Unterschiede, die Kunst-Schaffende und Kunst-Erforschende voneinander trennen – eine Debatte, die bis in die aktuelle Musikforschung hineinreicht. Sind doch, wie es bei Spitta bereits anklingt, viele Handlungsschritte für Wissenschaftler*innen und Künstler*innen vergleichbar: Beide starten mit einem Thema, einer offenen Frage oder einer ungewöhnlichen Beobachtung und beginnen, Informationen dazu zu suchen und Gefundenes zu sortieren. Beide entwickeln eine Vorstellung davon, welche Aspekte es lohnen, vertieft zu werden. Beide erarbeiten dazu umfassende Recherchen, entwickeln Thesen, ziehen Schlussfolgerungen, generieren einen Wissenszugewinn – und denken über Formate nach, wie dies alles in die Öffentlichkeit getragen werden kann. Und genau an dieser Stelle trennen sich die Wege.

Die Arbeitswege der Kunstwissenschaft und der Kunst dürfen niemals ineinander laufen. Zur Verhütung gegenseitiger Schädigung muß zwischen beiden Gebieten die Scheidelinie scharf gezogen sein. Wohl aber dürfen über diese Scheidelinie hinüber beide die Resultate ihrer Arbeit einander zureichen. Spitta, S. 13

Beinhaltet das geisteswissenschaftliche Arbeiten das Ideal, untersuchte Inhalte möglichst genau zu umreißen, diese aus verschiedenen Perspektiven zu diskutieren und in einen historischen oder systematischen Kontext einzuordnen, so verlangt der künstlerische Arbeitsprozess in der Regel ein finales Ziel: die Auswahl einer Idee zur Umsetzung. Die Vielschichtigkeit, so sie denn gewollt ist, muss dabei in der Arbeit selbst angelegt sein, etwa in der Ästhetik oder der Präsentationsform. Kunst kann konfrontieren und provozieren, zum Denken anregen, Thesen aufwerfen, (richtige, falsche oder erfundene) Inhalte oder Schlussfolgerungen konstatieren, aber auch die Recherche selbst, deren Systematisierung oder das Konzept ausstellen und widerspiegeln – oder auch einfach nur unterhalten.

Die Frage lautet nicht, welche Perspektive oder Ausarbeitung »besser« ist. Trotz aller Unterschiede sind beide Prozesse eng miteinander verzahnt und stehen in direkter Wechselwirkung zueinander.

Die Arbeit des Gelehrten ist eine Theilarbeit, welche der Künstler nicht kennt und nicht kennen darf. [...] Eine tiefer gehende gegenseitige Beeinflussung könnte nur zu einer Verkümmerung des Besten führen, was Künstler und Gelehrte [...] in sich tragen. Spitta, S. 5f.

Spittas Haltung basiert auf einer idealisierten Vorstellung von Kunst als geschlossenem Ganzen und der Forderung, der Forschende habe eine Distanz zu seinem Gegenstand zu wahren. Diese Ansicht, Kunst und Wissenschaft seien streng voneinander zu trennen, wird zum Teil bis heute vertreten, es gibt jedoch von beiden Seiten ein wachsendes Interesse an einer gemeinschaftlichen Forschung.

Gleichzeitig sind einige in beiden Welten zu Hause, haben beides gelernt und erprobt und wechseln zwischen Kunst-schaffend und Kunst-erforschend – was durchaus mit Herausforderungen verbunden sein kann. Denn es ist selten vorgesehen, beide Felder zu bedienen oder gar dazwischen hin und her zu wechseln. In der Regel wird nur das Ausfüllen einer Rolle erwartet – oder erwünscht. Denn es braucht nicht nur Zeit und Energie, um jede einzelne Rolle professionell auszufüllen, sondern auch immer beides, um von der einen Rolle in die andere zu schlüpfen – und damit Zwischenräume, die im Arbeitsalltag so zumeist nicht vorgesehen sind und aktiv geschaffen werden müss(t)en. Die Gefahr, durch eine (eindeutige) Entscheidung einen der beiden Bereiche (intentional) ins Hobby-Dasein abzudrängen, ist dabei mindestens ebenso hoch, wie die Anstrengung, die damit verbunden ist, in beiden Bereichen aktiv beheimatet zu bleiben.

Doch der Rollenwechsel schafft auch neue Freiräume im Denken, die mehr ermöglichen, als Kunst mit jeweils anderen Augen zu betrachten. Die Befähigung zum Perspektivwechsel eröffnet auch für andere Themen neue Blickwinkel und lädt zur Reflexion ein – was wiederum wissenschaftliches Arbeiten präzisieren und künstlerisches Schaffen inspirieren kann. Dennoch ist es in einigen Momenten sicherlich nötig, die eine Position zu vergessen, um der anderen umfänglich gerecht zu werden. Dann ist der Perspektivwechsel weit weg und Spittas Vorbehalt ist – in Teilen – recht zu geben. Die Kunst liegt eben dazwischen.

Miriam Akkermann ist Juniorprofessorin für Empirische Musikwissenschaft an der Technischen Universität Dresden. Sie war von 2015 bis 2020 Mitglied der Jungen Akademie.

Quelle: P. Spitta, »Kunstwissenschaft und Kunst«, in: ders., *Zur Musik. Sechzehn Aufsätze*, Berlin 1892, S. 1–14.

Die Führungsrolle (in der Wissenschaft) muss überdacht werden – eine Polemik

Astrid Eichhorn

In ihrem Bestreben, die Welt zu verstehen, arbeiten Wissenschaftler*innen in einer hierarchielosen Gemeinschaft, in der alle guten Ideen gehört werden, die besten davon sich durchsetzen und die individuelle Zuschreibung von intellektuellen Durchbrüchen keine Rolle spielt – schließlich wissen alle, dass eine Innovation meist vielfältige Ursprünge hat. Auf Konferenzen präsentieren die Mitglieder eines Forschungsteams gleichberechtigt die Ergebnisse. In der wissenschaftlichen Politikberatung, insbesondere auch während der Klima- und der Corona-Krise, kommt Expertise von jüngeren und erfahreneren, stark und weniger stark vernetzten Wissenschaftler*innen zusammen. So ist sichergestellt, dass eine Vielfalt von Perspektiven adäquat berücksichtigt wird und bestmögliche Empfehlungen zu komplexen Herausforderungen entstehen.

Betrachten wir die Alternative: In ihrem Bestreben, die Welt zu verstehen, spielen für Wissenschaftler*innen Macht und Prestige eine wichtige Rolle. Gruppenleiter*innen sind Mitautor*innen aller Publikationen ihrer Mitarbeiter*innen, präsentieren als Einzige die Arbeit der Forschungsgruppe auf wissenschaftlichen Konferenzen und setzen ihre Mitarbeiter*innen starkem Druck aus, um möglichst schnell zu Ergebnissen zu kommen; innerhalb von Forschungsgruppen dominieren Egoismus und Konkurrenz. Die Zuschreibung von Ideen spielt eine zentrale Rolle – zeitintensiver Streit und die Abschottung von kleineren Gruppen innerhalb von Forschungsfeldern folgen. In der wissenschaftlichen Politikberatung werden nur »erfahrene« Stimmen gehört, die viel Zeit in den Aufbau eines karriereförderndem Netzwerks investiert haben.

In welcher dieser imaginierten Arbeitsatmosphären sind die Bedingungen für Wissenschaftler*innen wohl inspirierender, die Ideen innovativer und die wissenschaftliche Beratung von Politiker*innen durchdachter und tragfähiger?

Beide Szenarien überzeichnen die Realität, dennoch gibt es beunruhigend viele aktuelle Beispiele aus dem zweiten: Mobbing von Doktorand*innen durch Forschungsgruppenleiter*innen, das Fehlen wichtiger Perspektiven in der Politikberatung, zerstrittene Forschungsfelder, langjährige Fehden um den Ursprung von Ideen oder die Vergabe von wissenschaftlichen Stellen an Kandidat*innen mit dem einflussreichsten Netzwerk. Neben diesen vereinzelten, extremeren Fällen gibt es vielerorts fast schon alltägliches Fehlverhalten.

Hier geht es um Fragen von Macht und Verantwortung, also Fragen von Führung. Ist es daher nicht an der Zeit, die Führungsrolle in der Wissenschaft zu überdenken?

Gelungene Führung besteht darin, für alle in einem Team die besten Möglichkeiten zu schaffen, ihr individuelles Potenzial zu entfalten. In einer Laudatio von 2019 schreibt das Londoner Institute of Physics, dass eine Art der Förderung, die unabhängig von der »zurückgestrahlten Ehre« erfolgt, sehr selten ist, und vergibt einen Preis an eine Wissenschaftlerin, die sich gerade dadurch auszeichnet, gelungene Führung nicht durch einen möglichst hohen eigenen Renommee- und Machtgewinn zu definieren.

Ein neues Verständnis und Ausgestalten der Führungsrolle ist also gefragt, auch um die psychische Gesundheit der Mitarbeiter*innen, die konstruktive Zusammenarbeit von Arbeitsgruppen und die Qualität wissenschaftlicher Ergebnisse und Innovationen zu gewährleisten. Im Idealfall verbunden mit einer Anpassung der Anreize im gesamten wissenschaftlichen Betriebssystem – auch bei den Geldgebern.

Die Annahme, dass Exzellenz in der Forschung automatisch dazu befähigt, Mitarbeiter*innen qualifiziert zu führen, ist absurd; die verantwortungsvolle Ausgestaltung der Führungsrolle mit Fokus auf individuelle Förderung muss erlernt werden. Noch ist dies jedoch kein verpflichtender Teil der wissenschaftlichen Ausbildung, stattdessen herrscht in der Führung von Arbeitsgruppen und Instituten ein institutionalisierter Dilettantismus. Wir müssen daher anerkennen, dass Führungsqualitäten keine »Soft«, sondern, im Gegenteil, »Critical« Skills sind – und ihr Erlernen kein optionaler, sondern ein verpflichtender Teil der wissenschaftlichen Ausbildung werden muss.

Die Wissenschaft reflektiert gesamtgesellschaftliche Trends: Die Art, wie wir über Wissenschaft sprechen, verstärkt die Idee, dass es Einzelpersonen – Genies womöglich – sind, die uns voranbringen: Newton, Einstein, Hawking … war da sonst noch wer? Nicht anders auch in Unternehmen: Elon Musk, Steve Jobs, Bill Gates – von Teams ist nicht die Rede. Doch es würde uns alle weiterbringen, wenn wir (an)erkennen, dass die Kooperation von Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten erforderlich ist, um komplexe Herausforderungen zu bewältigen. Nicht zuletzt die Corona-Krise erinnert uns daran, dass es nicht nur die »Führungsebenen« sind, auf die es ankommt. Eine Gesellschaft, in der alle Individuen ihr Potenzial entfalten können und in der das Fortkommen Einzelner nicht auf dem Rücken anderer erfolgt, gewinnt.

Die Physikerin Astrid Eichhorn, Mitglied der Jungen Akademie seit 2018, forscht als Professorin am CP3-Origins an der University of Southern Denmark in Odense.

Rollenwechsel daheim?

Familiäre Arbeitsteilung während und nach Corona

Lena Hipp

Familienalltag im April 2020. Eine junge Frau, Mutter zweier Kinder, verlässt morgens das Haus, um zur Arbeit zu gehen. Schließlich gehört sie zu den »Systemrelevanten«. Erst letzte Woche hat sie ihre Stundenzahl aufgestockt. Vor der Geburt ihres zweiten Kindes hatte sie nur Teilzeit gearbeitet. Aber jetzt, da ihrem Mann, der selbstständig ist, durch Corona die Aufträge weggebrechen, ist die Familie auf ein volles Gehalt angewiesen. Zum Glück gibt es außerdem das Elterngeld. Er hat gerade eine Verlängerung beantragt.

Corona wirbelt den Familien- und Arbeitsalltag durcheinander und macht in dieser kleinen Familie vieles möglich, was zuvor unmöglich schien: Er verbringt mehr Zeit mit den Kindern, so wie er sich das wünschte. Sie bekommt wieder die berufliche Anerkennung, die ihr oft gefehlt hat. Welche Folgen hätte es, wenn ein solcher Rollenwechsel kein Einzelfall wäre?

In Deutschland ist, wie in vielen anderen Ländern auch, die bezahlte wie auch die unbezahlte Arbeit sehr ungleich aufgeteilt. Männer verbringen an einem Werktag etwa drei Stunden mehr mit Erwerbsarbeit als Frauen. Dafür aber verwenden sie weniger als die Hälfte der Zeit, die Frauen dafür aufbringen, mit Hausarbeit und Kinderbetreuung. Ähnliche Missverhältnisse gibt es bei betreuungsbedingten Erwerbsunterbrechungen – und das trotz der steigenden Zahl der Väter, die seit der Einführung des Elterngeldes in Elternzeit gehen. Rund ein Drittel der Väter nimmt heute Elternzeit, meist jedoch nur die zwei Monate, die der Gesetzgeber dann gewährt, wenn beide Eltern Elternzeit nehmen.

Grundlegende Veränderungen dieser Arbeitsteilung nach Geschlechtern – wie sie in den ersten Wochen nach den Schul- und Kitaschließungen in vielen Haushalten zu beobachten sind – könnten zu einer massiven Reduzierung von Geschlechterungleichheiten führen.

Zur Veranschaulichung: Der unbereinigte »Gender Pay Gap« – die durchschnittliche Einkommensdifferenz zwischen erwerbstätigen Frauen und Männern – liegt in Deutschland bei etwas mehr als 20 Prozent. Ursächlich dafür sind neben der unterschiedlichen Berufswahl von Männern und Frauen und der Lohndiskriminierung gegenüber dem weiblichen Geschlecht vor allem Unterschiede in der Arbeitserfahrung – und eine nicht-qualifikationsadäquate Beschäftigung vieler Frauen nach dem Wiedereinstieg in den Beruf. Noch eindrücklicher sind die Konsequenzen der ungleichen Verteilung von Familien- und Erwerbsarbeit am Ende des Erwerbslebens: Der »Gender Pension Gap« liegt in den ostdeutschen Bundesländern bei rund 30 Prozent, in den westdeutschen sogar bei über 60 Prozent. Das »bisschen Haushalt« macht sich also nicht nur nicht von allein – was spätestens im »Dauer-Homeoffice« auch den Letzten klar geworden sein dürfte –, sondern akkumuliert sich und führt zu großen finanziellen Nachteilen.

Ein Rollenwechsel wäre also wünschenswert – und zwar auch, weil die ungleiche Verteilung bezahlter und unbezahlter Arbeit nicht den Wünschen von Männern und Frauen entspricht. Fragt man Eltern kleiner Kinder nach einer idealen Aufteilung von Familien- und Erwerbsarbeit, so geben rund drei Viertel der Väter an, sie würden gerne weniger Stunden im Job und mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen. Allerdings wollen Mütter – auch die in Teilzeit – nicht unbedingt mehr in ihrem Beruf arbeiten. Dies ist mit einem Partner in einem Vollzeitjob, womöglich noch mit Überstunden, auch nur schwer möglich.

Ist es wahrscheinlich, dass sich die Rollenwechsel verstetigen, die wir in Zeiten von Kurzarbeit, Ausgangssperren und der Schließungen von Schulen und Kindertagesstätten beobachten? Die Änderungen im Alltag, die wir durch Corona erlebt haben, böten prinzipiell einen Ansatz dafür. Allerdings weist schon jetzt eine Reihe von Entwicklungen in eine andere Richtung: Wenn Kitas und Schulen nun schrittweise wieder geöffnet und keine Ausgleichslösungen geschaffen werden, bleibt der Rund-um-die-Uhr-Betreuungsbedarf in vielen Familien bestehen und das womöglich für einen nicht absehbaren Zeitraum. Die Abwägung, wer zu seinem Job zurückkehrt, sobald dies möglich ist, wird in den meisten Familien einem ökonomischen Kalkül folgen. Das ist verständlich, wird aber die oben skizzierten Ungleichheiten weiter verstärken. Außer vielleicht in Familien, in denen die Frau bereits als »systemrelevant« und der Mann als »krisengefährdet« gilt, und in denen der Rollenwechsel somit schon zum Alltag gehört. Sicher wäre es wünschenswert, dass die Corona-Krise darüber hinaus das Nachdenken über den Rollenwechsel und sein Potenzial in der Gesellschaft intensiviert.

Lena Hipp ist Professorin für Sozialstrukturanalyse an der Universität Potsdam sowie Forschungsgruppenleiterin am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Seit 2017 ist sie Mitglied der Jungen Akademie.

Detaillierte Informationen zu den im Text verwandten Zahlen finden Sie unter: https://www.wzb.eu/de/forschung/dynamiken-sozialer-ungleichheiten/arbeit-und-fuersorge/projekte

Aus purer Neugier? Warum das Publikum sich für Wissenschaft interessiert

Lukas Haffert

Aufgeschreckt von einer zunehmenden Elitenskepsis haben Universitäten und Forschungsorganisationen eine neue Aufgabe für Wissenschaftler*innen entdeckt: Wissenschaftsvermittlung. Forschung soll nicht mehr hinter den Mauern des in diesem Zusammenhang unvermeidlichen Elfenbeinturms verschwinden, sondern, über ihre Protagonist*innen, die Öffentlichkeit suchen und das vermutete gesellschaftliche Verlangen nach wissenschaftsbasierter Orientierung stillen.

Allerdings steht zu befürchten, dass man Motiv und Dringlichkeit dieses Verlangens dabei kräftig überschätzt. Ist die Öffentlichkeit wirklich auf der Suche nach neutralen Expert*innen, die einen möglichst umfassend abgesicherten Forschungsstand kommunizieren? Oder hat sie ganz andere Rollenerwartungen an die Wissenschaftler*innen?

Diese Frage ist für das Selbstverständnis öffentlicher Wissenschaft sehr wichtig, denn diese kann der Öffentlichkeit bestenfalls ein Kommunikationsangebot machen. Wie dieses Angebot allerdings aufgenommen und weiterverarbeitet wird, ist ganz entscheidend von der öffentlichen Nachfrage abhängig. Es sind nicht die Wissenschaftler*innen, die sich eine Rolle aussuchen – vielmehr ist es das Publikum, das ihnen eine Rolle zuweist.

Das Publikum, das sich dafür entscheidet, uns Wissenschaftler*innen zuzuhören oder unsere Texte zu lesen, bringt natürlich eigene Motive und Erwartungen mit – sonst würde es sich die Mühe ja gar nicht machen. Die wenigsten Leute interessieren sich für wissenschaftliche Ergebnisse, weil sie diese einfach spannend finden. Vielmehr interessieren sie sich für die Aussagen von Wissenschaftler*innen, weil sie eine wissenschaftliche Bestätigung ihrer eigenen Meinung suchen. Das mag bei bestimmten Naturwissenschaften etwas anders sein, wie populäre Wissenschaftsformate in den Medien zeigen, in den Sozialwissenschaften aber ist es fast immer so. Die Zahl der Menschen, die Bücher von Thomas Piketty gelesen (oder zumindest gekauft) haben, weil sie Ungleichheit für ein Problem halten, dürfte die Zahl derjenigen, die Ungleichheit für ein Problem halten, weil sie *Das Kapital im 21. Jahrhundert* gelesen haben, weit übersteigen. Wissenschaftler*innen kommunizieren also in den seltensten Fällen in einen Raum neutraler Neugier hinein.

Letztlich gilt das sogar in Krisensituationen wie während der Corona-Pandemie. Zu Beginn dieser Krise waren viele Menschen genuin orientierungslos und suchten nach Information und Einordnung. In dieser Situation trafen Wissenschaftler*innen tatsächlich auf ein Publikum, das sich noch keine eigene Meinung gebildet hatte und jetzt nach einer Grundlage für seine Meinungsbildung suchte. Die Pandemie zeigt aber auch, wie schnell sich das ändern kann. Schon bald hatten diejenigen, die sich eine schnelle Aufhebung der Beschränkungen wünschten, ebenso wie diejenigen, die noch schärfere Maßnahmen befürworteten, ihre jeweiligen Lieblingsvirologen gefunden.

Ein großer Teil der wissenschaftlichen Kommunikation hat also nicht den Effekt, die Öffentlichkeit für etwas zu interessieren oder von etwas zu überzeugen. Vielmehr dient sie Menschen, die schon an etwas interessiert und von etwas überzeugt sind, dazu, sich Munition zur Verteidigung ihrer Überzeugungen zu verschaffen.

Das klingt zunächst ziemlich frustrierend. Wenn Wissenschaftler*innen dazu verdammt sind, nur eine Rolle in einem Stück zu spielen, das bereits geschrieben ist, warum sollten sie sich dann überhaupt auf einen solchen Rollenwechsel einlassen? Sollte man das Publikum nicht einfach seinen vorgefertigten Meinungen überlassen?

Ich glaube das nicht. Auch wenn Wissenschaftler*innen kaum Einfluss darauf haben, welche Debatten in der Öffentlichkeit stattfinden, so können sie immerhin beeinflussen, mit welchen Argumenten diese Debatten geführt werden. Und das ist nicht egal. Dass eine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit guten Argumenten geführt wird, hat nicht bloß (aber auch!) einen intrinsischen Wert. Denn selbst wenn die Wissenschaft diejenigen nicht erreicht, die sich für ein Thema bislang nicht interessieren, so tun es vielleicht andere Debattenakteur*innen, die sich der wissenschaftlichen Argumente bedienen. Dabei aber macht es durchaus einen Unterschied, ob sie dies mit guten oder schlechten Argumenten tun.

Wissenschaftler*innen sollten sich also nicht einreden, sie könnten als neutrale Quellen einer höheren Weisheit an öffentlichen Debatten teilnehmen. Das würde nicht nur ignorieren, dass Wissenschaftler*innen auch selbst bestimme Überzeugungen und Weltanschauungen mitbringen. Es verkennt auch, dass sie in öffentlichen Debatten eine Rolle spielen, die ihnen jemand anders zugedacht hat. Die Position des/der Wissenschaftler*in in der Gesellschaft ist nicht mehr als eine Rolle – aber diese Rolle kann trotzdem wichtig sein.

Der Politologe Lukas Haffert forscht am Institut für Politikwissenschaft der Universität Zürich. Er ist seit 2018 Mitglied der Jungen Akademie.

Mehr Mut zum Co-Design?!

Anna Cord

Das Klischee von der »Wissenschaft im Elfenbeinturm« besteht bis heute, entspricht aber längst nicht mehr der Realität. Im Gegenteil: Die Vermittlung von Forschung und deren Inhalten an Zielgruppen außerhalb der Wissenschaft stellt inzwischen in vielen Disziplinen eine wesentliche Komponente des wissenschaftlichen Alltags dar. Insbesondere jüngere Wissenschaftler*innen schlüpfen für verschiedenste Formate (z. B. Science-Slam, Podcast, Blog) immer häufiger in eine andere Rolle: als »Entertainer*in«, Vermittler*in, Wissenschaftsjournalist*in. Doch wie weit soll der Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gehen? Genügt es, Methoden und Ergebnisse lediglich zu kommunizieren und zugänglich zu machen? Oder sollte man die Öffentlichkeit schon bei der Definition von Forschungsfragen miteinbeziehen und das Verhältnis insgesamt wesentlich dialogischer gestalten? Insbesondere in einigen angewandten Forschungsbereichen zu Themen wie Nachhaltigkeit und Umweltschutz etabliert sich zunehmend die Ansicht, dass nur eine Zusammenarbeit beim »Design« von Forschung (»Co-Design«) und bei der »Produktion« von Wissen (»Co-Production«) dazu führen wird, dass wissenschaftliche Erkenntnisse tatsächlich Eingang in Politik und Praxis finden.

Die Idee des Co-Designs hat ihre Wurzeln in partizipativen Forschungsansätzen, die in den 1970er-Jahren in Skandinavien entwickelt wurden. Es handelt sich hierbei um den Versuch, alle Beteiligten (sogenannte Stakeholder, z. B. Kund*innen, Bürger*innen und Endnutzer*innen) aktiv in den Arbeits- und Gestaltungsprozess einzubeziehen, um sicherzustellen, dass die Forschung an ihren Bedürfnissen orientiert und das Ergebnis somit wirklich nutzbar ist. Co-Design stellt somit einen grundlegenden Wandel in der traditionellen Beziehung zwischen Designer*in und Klient*in bzw. zwischen Wissenschaftler*in und Anwender*in dar. »Design« ist hier nicht im engen Sinn zu verstehen; vielmehr geht es ganz allgemein um die Planung oder Entwicklung einer (wissenschaftlichen) Methode oder eines (Forschungs-)Projektes.

Der Co-Design-Prozess ist inklusiv und partizipativ, das heißt, dass er Vertreter*innen möglichst aller Stakeholder-Gruppen beteiligt, deren Ideen, Ratschläge und Rückmeldungen gleichwertig einbezieht und diese in einem Dialog mit der Erfahrung, den Fachkenntnissen und den Forschungsideen der Wissenschaftler*innen in Verbindung bringt – und zwar idealerweise bereits von der Formulierung des Themas an bis hin zur Entwicklung und Erprobung von Lösungen. Stakeholder und Forscher*innen verfügen oft über sich ergänzende Kenntnisse und Fähigkeiten, die allesamt entscheidend zur Problemlösung beitragen können. Es ergibt also Sinn, diese Synergien zu nutzen, wie erfolgreiche und wegweisende Beispiele aus den Bereichen Softwaredesign, Architektur und Medizin bereits gezeigt haben.

Doch wie sieht die Rolle von Wissenschaftler*innen in einem Co-Design-Prozess aus? Zunächst einmal stellen sich jede Menge neue Herausforderungen: Wir alle sind es gewohnt, neue Forschungsideen und -ansätze zu entwickeln oder unsere Forschungsergebnisse vor Fachpublikum zu präsentieren und zu diskutieren. Aber wie vermittle ich die »Funktionsweise« von Forschung an Stakeholder, die noch nie im Bereich der Forschung gearbeitet haben? Wie gehe ich damit um, wenn meine – aus der eigenen Sicht geniale – Forschungsidee von den Stakeholdern als irrelevant abgetan wird? Wie moderiere ich die mitunter starke Heterogenität (an Wissensständen, Erfahrungen, Hintergründen, Interessen …) der Beteiligten und wie mache ich diese produktiv? Was man ohne Zweifel braucht, sind: Offenheit, Neugier, Diskussionsfreude und die Bereitschaft, sich auf andere(s) »einzulassen«, verschiedene Rollen einzunehmen (etwa als Wissenschaftler*in und Moderator*in) und sich aus der eigenen »Komfortzone« hinauszuwagen.

Wer wagt, gewinnt also! Doch was eigentlich? Zu den unmittelbaren Vorteilen und Potenzialen gehören die Generierung neuer, kreativer Ideen mit einem hohen Grad an praktischer Anwendbarkeit, die sofortige Validierung von Ideen oder Konzepten und das Erzielen von (in vielen Fällen) besser differenzierten Ergebnissen oder Produkten. Andererseits: Co-Design ist ein iterativer Prozess, kein einzelnes »Event«. Ideen und Lösungen werden fortlaufend mit den Teilnehmer*innen getestet und bewertet. Ein solcher Prozess braucht Zeit und Ressourcen – fast immer erfordern solche Forschungsprojekte daher längere Laufzeiten, mehr Mittel und ein besonders hohes persönliches Engagement der Beteiligten. Lohnt sich der zeitliche und finanzielle Aufwand eines Co-Design-Prozesses also überhaupt? Welche Opportunitätskosten entstehen mir als Wissenschaftler*in zum Beispiel durch die zusätzlich investierte Zeit, die mir für anderes fehlt? Wird co-produziertes Wissen tatsächlich eher akzeptiert und implementiert? Und was sind die maßgeblichen Umstände, die zu erfolgreichen Projekten führen? Hier gibt es noch viel gemeinsam zu lernen – bleiben wir also im Dialog!

Anna Cord ist Professorin für Modellbasierte Landschaftsökologie an der Technischen Universität Dresden. Sie ist seit 2019 Mitglied der Jungen Akademie.

Rollenwechsel in der Psychotherapie

Philipp Kanske

Über den 30-jährigen Krieg schrieb Andreas Gryphius in seinem Sonett »Thränen deß Vaterlandes / Anno 1636.«:

Wir sind doch nunmehr gantz / ja mehr denn gantz verheeret!
Der frechen Völcker Schaar / die rasende Posaun
Das vom Blutt fette Schwerdt / die donnernde Carthaun.
Hat aller Schweiß / und Fleiß / und Vorrath auff gezehret. [...]
Doch schweig ich noch von dem / was ärger als der Tod /
Was grimmer denn die Pest / und Glutt und Hungersnoth
Das auch der Seelen Schatz / so vielen abgezwungen.

Dramatische Krisen werden von Menschen oft als traumatisch erlebt und können eine Reihe psychischer Störungen auslösen, am bekanntesten wohl die Posttraumatische Belastungsstörung. Es ist dabei möglich, dass die traumatisierende Situation selbst erlebt oder beobachtet wurde, dass man von einem solchen Ereignis bei einer nahestehenden Person erfahren hat oder lediglich mit detaillierten Informationen dazu konfrontiert wurde. Der Internetriese Facebook hat gerade zugestimmt, 52 Millionen US-Dollar Entschädigung an Content-Prüfer zu zahlen, die Unmengen verstörenden Bild- und Videomaterials für den Konzern gesichtet, entfernt und dadurch bereits psychische Probleme bekommen haben.

Ob sich eine Posttraumatische Belastungsstörung entwickelt, hängt von vielen Faktoren ab. So ist die Wahrscheinlichkeit bei menschengemachten Traumata deutlich höher als bei Naturkatastrophen. Das wichtigste Symptom ist das ungewollte Wiedererleben der Situation, was vom kurzen Erscheinen eines Bildes vor dem inneren Auge bis zu längerem Ausagieren einer Situation reichen kann. Von ehemaligen Kindersoldaten gibt es Berichte, dass sie ganze Kampfszenen nachspielen. Das Bewusstsein für die aktuelle Lage, in der sich die Person befindet, geht bei solchen »Intrusionen« oder »Flashbacks« verloren. Oft reicht ein scheinbar unbedeutender Hinweis, um das Wiedererleben auszulösen: etwa das Heulen einer Sirene, eine bestimmte Straßenecke oder Bewegung. Für manche Menschen findet das Wiedererleben in Form von Alpträumen statt. Gemein ist ihnen, dass es zu Belastung, Leid und Vermeidungsverhalten führt. Abhängig von der Natur der traumatischen Situation gehen manche Betroffene nicht mehr im Dunklen auf die Straße, betreten kein Krankenhaus mehr oder versuchen, alle Gedanken an das Trauma zu unterdrücken. Genau hier liegt der Schlüssel für die Therapie.

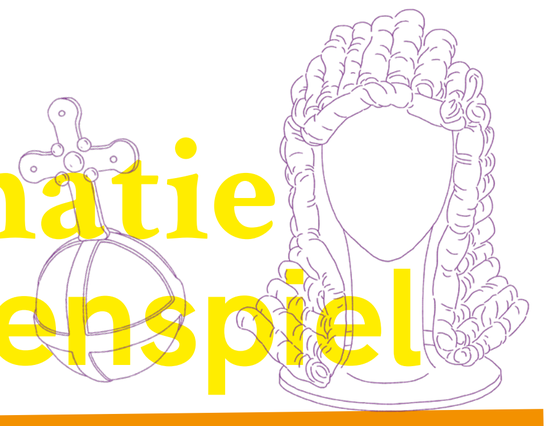
Der erste Perspektivenwechsel, den Patient*innen in einer Psychotherapie machen, besteht darin, den Blick auf das Vermeiden der Erinnerung zu ändern. Dies mag kurzfristig helfen, erhöht aber längerfristig die Wahrscheinlichkeit für neue Episoden des Wiedererlebens. Die Traumaforschung hat gezeigt, dass gerade die Vermeidung des Erinnerns dazu führt, dass das Trauma nicht wie andere Erinnerungen abgespeichert wird. Denken Sie an eine bedeutende Situation in ihrem Leben, dann können viele Details wachgerufen werden, Ihnen ist aber immer klar, dass es sich um Vergangenes handelt. Diese Kontextinformation ist bei traumatischen Erinnerungen nicht mit abgespeichert. Die Therapie beinhaltet daher das bewusste Wiedererleben. Die Möglichkeiten dafür sind vielfältig. Beispielsweise kann man eine Art Drehbuch der Situation schreiben und mit dem /der Therapeut*in lesen, es wie einen Film vor dem inneren Auge ablaufen lassen. Eine solche Aufarbeitung der Erinnerung führt dazu, dass Kontextinformationen mit ihr zusammen abgespeichert werden und sie damit zu einer normale(re)n wird.

Ein zweiter Perspektiven- und Rollenwechsel in der Therapie ist die geplante Veränderung des Drehbuchs. Wichtige Informationen, die das Trauma betreffen, aber den Blick darauf ändern, können mit eingebaut werden: »Ich habe überlebt.« »Ich könnte mich jetzt nicht an die Situation erinnern, wenn ich sie nicht irgendwie bewältigt hätte.« Manche Konstellationen eignen sich auch dazu, tatsächlich in eine andere Rolle zu schlüpfen. Wurde etwa ein sexueller Übergriff im Kindesalter erlebt, kann im Drehbuch – in der Imagination – das erwachsene Ich der Person mit hinzutreten und dem kindlichen Ich Trost spenden. Auch solche Rollenwechsel führen dazu, dass die Erinnerung neu abgespeichert wird und die Patient*innen Kontrolle darüber gewinnen, ob und wann sie sich an das Trauma erinnern.

Ein Phänomen, das in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit in der Forschung gefunden hat, ist das »posttraumatische Wachstum«. Gemeint sind damit positive Folgen, über die von der Mehrheit der Überlebenden eines Traumas, mit zeitlichem Abstand, berichtet wird: eine neue Form der Wertschätzung des Lebens, intensive soziale Beziehungen oder persönliche Stärke. Vielleicht kann auch die Krisensituation, in der sich unsere Gesellschaft momentan befindet, längerfristig zu einem »Postkrisen-Wachstum« führen. Für Traumapatient*innen hängt dies davon ab, wie intensiv und mit welch verändertem Blick sie auf die Situation schauen. Eine solche Flexibilität der Perspektiven ist auch der Weltgemeinschaft zu wünschen – ein Prozess, der letztendlich aus vielen kleinen Perspektivwechseln besteht.

Philipp Kanske ist Professor für Klinische Psychologie und Behaviorale Neurowissenschaft an der Technischen Universität Dresden. Er war von 2015 bis 2020 Mitglied der Jungen Akademie.

Diplomatie als Rollenspiel



Als Diplomatie noch nicht so sehr von abstrakten Regeln formaler Repräsentation und Protokoll geprägt war, konnten Rollenwechsel ganz konkrete Formen annehmen. Im Jahr 1664 bat der englische Botschafter, der Earl of Carlisle, in Moskau um eine Privataudienz mit dem Zaren Aleksej Michajlovič, um Druck auf die Verhandlungen aufzubauen. Dies tat Carlisle, indem er während des Treffens in die Rolle des englischen Königs schlüpfte, anstatt seinen Souverän nur zu repräsentieren. Der Gesandte adressierte den russischen Monarchen also nicht lediglich im Auftrag seiner königlichen Majestät, Karl II. In seiner Rede wechselte er die grammatische Person zu »ich« und sprach, als redete der König selbst. Durch die Illusion direkter Anwesenheit sollten sich die zwei Souveräne in »ihre klaren Augen« schauen können, um sich ihrer brüderlichen Liebe und Freundschaft zu versichern. Aus heutiger Sicht mag dieser Rollenwechsel merkwürdig erscheinen. In der Frühen Neuzeit, da sich internationale Beziehungen vornehmlich als soziale Statusbeziehungen zwischen Fürsten beschreiben lassen, gehörte das Spiel mit symbolisch-repräsentativen Formen aber durchaus zum Regelwerk höfischer Kommunikation. **Jan Hennings**

Jan Hennings ist Historiker und Associate Professor an der Central European University (CEU). Er ist seit 2016 Mitglied der Jungen Akademie.

Schwarze Löcher als Allerweltsobjekte

Schwarze Löcher tauchen immer mal wieder auf den Titelseiten von internationalen Tageszeitungen auf – zuletzt im Frühjahr 2019, als einem internationalen Team von Wissenschaftler*innen die Aufnahme des ersten Bildes eines Schwarzen Loches gelang. Astrophysiker*innen haben gute Gründe anzunehmen, dass es in unserer (und anderen) Galaxien von Schwarzen Löchern nur so wimmelt. Dies hätte diejenigen Wissenschaftler*innen, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an der theoretischen Beschreibung von Schwarzen Löchern arbeiteten, wohl überrascht. Wegen der nahezu unvorstellbar hohen Dichte, bei der ein Stern zu einem Schwarzen Loch kollabiert, galten sie lange als mathematische Kuriosität. Dies änderte sich erst mit Jocelyn Bel Burnell, die als Doktorandin Neutronensterne entdeckte – eine der Vorstufen von Schwarzen Löchern – und diesen damit zu einem Rollenwechsel verhalf: von theoretischer Verrücktheit zur beobachtbaren Normalität. **Astrid Eichhorn**

Die Physikerin Astrid Eichhorn, Mitglied der Jungen Akademie seit 2018, forscht als Professorin am CP3-Origins an der University of Southern Denmark in Odense.

Von Kochs und Köchen

Menschen erwerben neues Wissen, indem sie es in ihre bestehenden Wissensbestände integrieren. Daher wird Lernen erleichtert, wenn neue Informationen aktiv mit dem eigenen Vorwissen in Beziehung gesetzt und (Esels-)Brücken gebaut werden können. Manchmal kann auch ein Perspektivwechsel helfen, wie folgendes Experiment zeigt: Teilnehmende an einem Experiment sollten sich Paare von Gesichtern und Wörtern für einen späteren Gedächtnistest merken, wobei einige Wörter Nachnamen und andere Wörter Berufsbezeichnungen waren. Die Besonderheit war, dass einige Nachnamen auch als Berufsbezeichnungen geläufig sind (z. B. Koch). Es konnte gezeigt werden, dass sich Versuchspersonen die zugehörigen Wörter deutlich besser merken konnten, wenn sie dachten, dass es sich um den Beruf der Person handelte, da sie diese Information besser zum Brücken bauen verwenden konnten (Könnte er eine Mütze tragen? Sieht sie nicht aus wie die Köchin in der Mensa?). Wenn sich Ihnen der nächste Herr Koch vorstellt, sollten Sie ihn also auch zum Koch machen! **Garvin Brod**

Garvin Brod ist Professor für Psychologie am DIPF und an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Seit 2020 ist er Mitglied der Jungen Akademie.

Kontinuierlich weitergedacht

Seit jeher gestalten wir Roboter nach menschlichem Vorbild. Mechanisch verrichten robotische Arme wiederholgenau ihre kommandierte Aufgabe, häufig eine solche, die dem Menschen körperlich auf Dauer zu anstrengend wäre. Wenn diese Aufgabe ein Einsatzgebiet umfasst, das nur schwer zu erreichen ist, durch viele enge Passagen führt, etwa bei der Sichtprüfung im Inneren einer Turbine, dann stößt die etablierte Aneinanderreihung von starren Gliedern, verbunden mit Gelenken, an ihre Grenze. Elefantenrüssel, Ameisenbärzungen, Würmer und Tentakeln sind eindrucksvolle Inkarnationen von gelenklosen Organen, die – allein durch flexible Eigenschaften und gezielte Ansteuerung von Muskelgruppen – gewandt selbst den verwinkeltsten Ort erreichen können. Vom Menschen als Vorbild ins Tierreich gewechselt, ist die revolutionierende Idee geboren, Roboter gelenklos zu bauen. Elastische Materialien und weiche Körper, intelligent vereint und gesteuert, werden so zu einem Kontinuumsroboter. **Jessica Burgner-Kahrs**

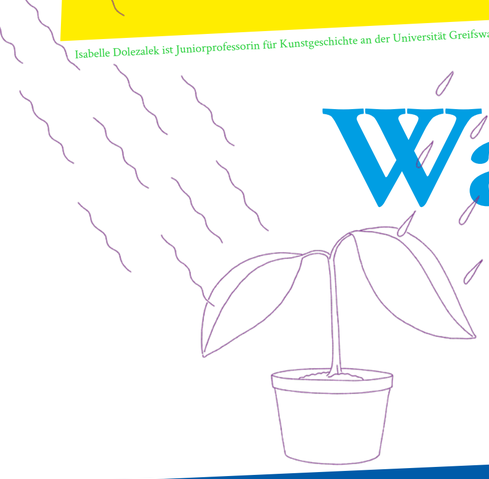
Jessica Burgner-Kahrs ist Professorin an der University of Toronto, Kanada, wo sie zur Kontinuumsrobotik forscht und lehrt. Sie ist seit 2016 Mitglied der Jungen Akademie.

Greuliche Lüge aufgedeckt!

Oluf Gerhard Tychsens 1787 veröffentlichte *Interpretatio* einer Kathedra mit arabischen Inschriften in San Pietro di Castello bei Venedig verursachte europaweit große Aufregung. Der örtlichen Tradition zufolge hatte der Bischofssitz dem Apostel Petrus gehört und war im 9. Jahrhundert als Geschenk des byzantinischen Kaisers nach Venedig gekommen. Tychsen, Professor für orientalische Sprachen an den Universitäten Bützow und Rostock, war anderer Meinung: »Es war aber endlich einmal Zeit, solch greuliche Lügen […] ans Tageslicht zu ziehen, damit Jünglinge mit ihren eigenen Augen sehen und übermüthige Gelehrte vor Erdichtungen sich zu hüten lehren«, schrieb er anlässlich seiner Veröffentlichung an den dänischen Gelehrten und Staatsmann Ove Høegh-Guldberg (Nachlass Tychsen, 23. August 1787). Tychsen hatte die arabische Inschrift als ein direktes Zitat aus dem Koran identifiziert. Natürlich machte diese Entdeckung eine gründliche Neuinterpretation dieser fiktiven Petrusreliquie erforderlich: vom Thron des heiligen Petrus zum muslimischen Grabstein. **Isabelle Dolezalek**

Isabelle Dolezalek ist Juniorprofessorin für Kunstgeschichte an der Universität Greifswald. Sie ist seit 2019 Mitglied der Jungen Akademie.

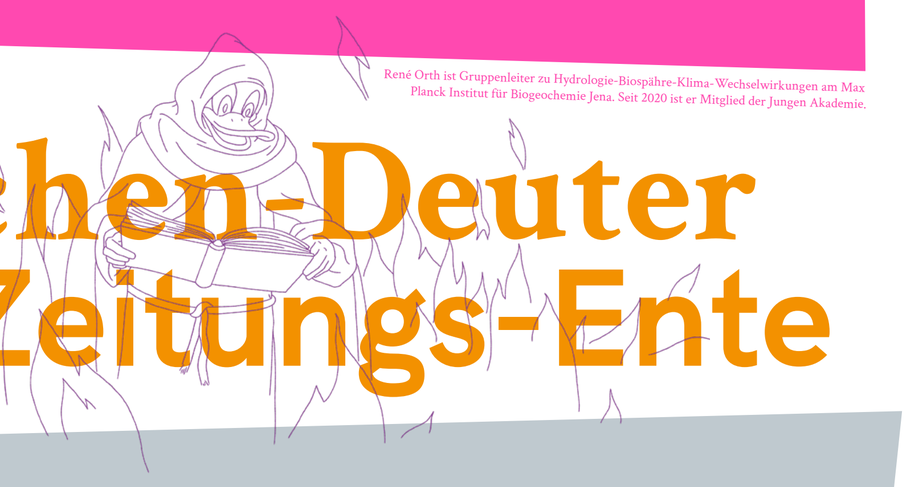
Was Pflanzen brauchen



Die Vegetation auf unserem Planeten kann zwei Rollen einnehmen und zwischen diesen wechseln. Entweder ist sie primär wärmeabhängig, oder sie dürstet hauptsächlich nach Wasser. Somit können Wasser oder Wärme entscheidend sein für ihr Gedeihen – und damit auch für ihr Funktionieren beispielsweise als CO_2-Speicher oder Hitzepuffer. Wir haben herausgefunden, dass wasserbestimmte Vegetation unter sommerlicher Trockenheit stärker und langfristiger leidet als energiebestimmte Vegetation, trotz teilweise tieferreichender Wurzeln. Dabei trägt wasserbestimmte Vegetation durch weniger Verdunstungskühle zum Aufheizen der Luft bei, während energiebestimmte Vegetation weiter kühlt. Außerdem zeigte sich, dass Wald- und Buschbrände öfter entstehen, wenn entweder energiebestimmte Vegetation Trockenheit erfährt und entzündlich wird – oder wasserbestimmte Vegetation mit mehr Regen besser wachsen kann, um später als Brandmaterial zu dienen. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Rollen der Vegetation ist abhängig vom Klima, Boden und auch der Pflanzenart. So sind Wälder typischerweise energiebestimmter als Wiesen. Generell, so darf man vermuten, könnten sich diese Rollenwechsel im Hinblick auf den Klimawandel verändern – und damit auch ihr Einfluss auf unser Wetter und unsere Ernährungssicherheit. Dazu hält hoffentlich unsere zukünftige Forschung noch einige interessante Einsichten bereit. **René Orth**

René Orth ist Gruppenleiter zu Hydrologie-Biosphäre-Klima-Wechselwirkungen am Max Planck Institut für Biogeochemie Jena. Seit 2020 ist er Mitglied der Jungen Akademie.

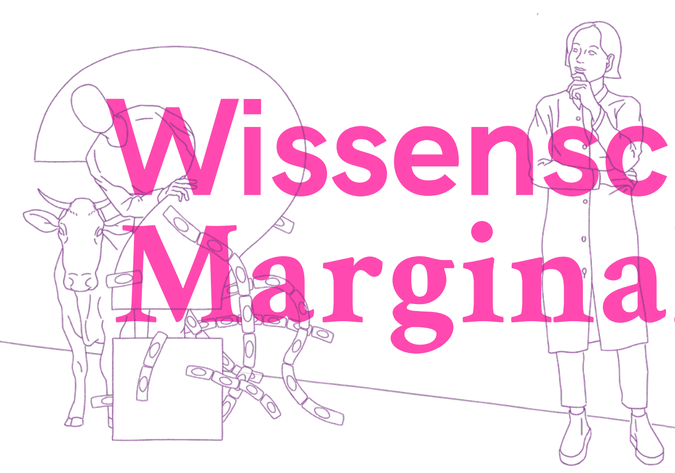
Zeichen-Deuter als Zeitungs-Ente



Umberto Eco – bekannt als Autor des Bestsellers *Der Name der Rose*, verfilmt mit Sean Connery in der Titelrolle – veröffentlichte 1988 seinen zweiten Roman: *Das Foucaultsche Pendel*. Für beide Texte bedient sich Eco nicht nur hochkultureller Quellen – etwa literaturtheoretischer, philosophischer und historiographischer Abhandlungen –, sondern nutzt auch die Populärkultur als Inspiration: Die Romane zitieren Sherlock Holmes, James Bond und verschiedene Comic-Hefte. Drei Jahre nach der Publikation des *Foucaultschen Pendels* drehten die Macher der Lustigen Taschenbücher den Spieß um: In einem augenzwinkernden Rollenwechsel wurde nun Ecos Roman zum Stoff einer Erzählung mit Donald Duck und Gustav Gans. Die Geschichte »Das Pendel des Ekol« handelt davon, wie die beiden Vettern als Reporter für Onkel Dagobert arbeiten und dabei beinahe das Geheimnis des Steins der Weisen lüften. Ein mit Geheimtinte beschriebenes Papier weist den Weg, mit Hilfe einer Kerze wollen sie es entziffern, doch das Papier geht in Flammen auf – wie die Bibliothek in Ecos *Der Name der Rose*. **Erik Schilling**

Erik Schilling lehrt als Literaturwissenschaftler an der Ludwig-Maximilians-Universität München und ist seit 2018 Mitglied der Jungen Akademie.

Wissenschaft und Marginalisiertes



Wissenschaftsforschung untersucht mit sozialwissenschaftlichen, historischen und philosophischen Methoden, wie Wissenschaft funktioniert. Hier ist im ausgehenden 20. Jahrhundert eine Debatte darüber entbrannt, die wie ein Metakommentar zum Thema Rollenwechsel erscheint: Was ist ein »richtiger« Rollenwechsel? Ausgangspunkt waren unter anderem Michel Foucaults Studien zu der Frage, wie Wissenschaft sich etwas zum Gegenstand macht, wie sie Wirklichkeiten auf bestimmte Weise ordnet, dabei immer auch manches ausschließt und an ihren Rändern Marginalisiertes produziert. Diese kritische (Selbst-)Erkenntnis veranlasste die Wissenschaftsforschung, gerade das historisch Marginalisierte zu einem ihrer zentralen Gegenstände zu machen. So beschreiben Autoren wie Bruno Latour den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess als Konfiguration komplexer, mit- und ineinander verwobener Subjekte, Strukturen und Objekte. Vor allem letztere erleben in Latours Arbeit über die »Pasteurisierung Frankreichs« einen fundamentalen Rollenwechsel: Von als passiv begriffenen Objekten menschlichen Handelns werden etwa Kühe und Mikroben zu Akteuren (»Aktanten«) eigener Art. Doch diese Ausweitung des Akteurbegriffs hat immer noch den Erfolg einer neuen wissenschaftlichen Ordnung zum Gegenstand. Es reiche nicht aus, Helden wie Louis Pasteur zu dekonstruieren, argumentiert daher etwa Susan Leigh Star. Nötig sei vielmehr ein Perspektivwechsel anderer Art: Das zu Erklärende müsse sich ändern und die Wirklichkeit der Marginalisierten in den Mittelpunkt rücken. Zu erforschen, wie Wissenschaft funktioniert, bedeute dann die Bedingungen und Wirkweise von wissenschaftlichen Ordnungen anhand ihrer Unzulänglichkeiten zu erklären. **Lara Keuck und Oliver Rymek**

Lara Keuck ist Branco Weiss Fellow am Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin und seit 2020 Mitglied der Jungen Akademie. Oliver Rymek ist Kulturtheoretiker und Wissenschaftlicher Koordinator bei der Jungen Akademie.